

SEBASTIAN RISTOW (Hrsg.), **Neue Forschungen zu den Anfängen des Christentums im Rheinland**. Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband 2. Aschendorff, Münster 2004. XI 258 Seiten, 145 Abbildungen

Der viel versprechende Titel dieser von Sebastian Ristow herausgegebenen Vortragsreihe erweckt Neugier, die allerdings bereits durch das Vorwort gedämpft wird. Dort erfährt der Leser, dass das Buch nicht eine Vorlage grundsätzlich unveröffentlichter Forschungen bietet, sondern eine Zusammenfassung „der wichtigsten neuen Arbeiten“ darstellt. Diese Formulierung lässt freilich offen, ob diese Arbeiten bereits veröffentlicht sind oder nicht.

Beim ersten Durchblättern des Bandes gewinnt man den Eindruck, dass der Verlag um ein ansprechendes Erscheinungsbild bemüht war. Leider entspricht jedoch die Bildqualität und der Bildmaßstab nicht immer dem sicherlich vom jeweiligen Autor angestrebten Informationsauftrag der Abbildung. Als Beispiel mögen die Abbildungen S. 152 (Clematiusinschrift) und S. 169 (Köln, St. Ursula, Ambowange) genügen. Auf der ersten genannten ist die Inschrift kaum zu lesen, auf der zweitgenannten schwebt der Amborest in einem schwarzen Loch. Darüber hinaus hätte es dem Band gut gestanden, wenn Verlag und Herausgeber für eine gleichmäßige Streuung der Farbabbildungen gesorgt hätten. Von zwölf Beiträgen sind drei mit Farbabbildungen im engeren Sinne ausgestattet, davon entfallen eine auf den Beitrag Otten, 20 auf denjenigen Ristows und vier auf denjenigen von Keller/Müssemeier. Ist es abwegig an Selbstbedienungsmentalität des Herausgebers zu denken? Es ist unverständlich, weshalb die Aufsätze von Engemann, Versteegen und Paffgen so farblos sind, obwohl die gezeigten Denkmäler durchaus als repräsentabel gelten können.

Im ersten Beitrag (S. 1–16) versucht Ernst Dassmann »Die Anfänge des Christentums im Rheinland aufzuzeigen. Ausgehend von der bekannten Äußerung des Irenäus schildert er den Forschungsstand, ohne jedoch eine wirklich eigenständige quellenkundliche Untersuchung zu Grunde zu legen. Die Aussage, »Länder-, Städte- und Völkeraufzählungen können mehr rhetorisch als topographisch gemeint sein«, ist in dieser Form unkorrekt. Sie sind immer topographisch gemeint, besitzen jedoch vielfach auch einen rhetorischen Sinn. Eine gezielte Verfälschung der Topographie aus rhetorischen Gründen ist schwerlich bei irgendeinem Autor nachweisbar. Folglich ist es kein Problem, als Arbeitshypothese den Begriff »die Germanien« ernst zu nehmen, was der Autor auch tut. Die Frage, was meint Irenäus mit »ecclesiae« in Germanien, ist grundsätzlich ebenso einfach zu beantworten: Er unterscheidet den Begriff nicht von den übrigen Ortsangaben und wertet folglich gleich. Die Verständigungsschwierigkeiten, die Dassmann anspricht, sind sicherlich irrelevant, da die meisten der linksrheinischen Völker zum in Rede stehenden Zeitraum entweder Kelten oder längst keltisiert

waren. Keltisch war demnach auch in Germanien eine mögliche Sprache. Nicht zu vergessen ist auch, dass die Verkehrssprache Latein war. Sozomenus ist als Quelle für die Lösung der angesprochenen Probleme wertlos, weil zu spät. Ein germanisches Germanien gab es seit der Rücknahme des Limes auf die Rheingrenze nicht mehr, es sei denn, man bewertet die Ansiedlung von Germanen im Linksrheinischen in dieser Weise. Die historische Unsicherheit des spätantiken Autors erhellt auch daraus, dass er in seiner Aufzählung christlicher Völker – offensichtlich für die Zeit vor Gallienus – die Goten erwähnt, die damals noch im Gebiet des nördlichen Schwarzmeeres siedelten.

Die Erörterung der Kölner Bischofsliste weicht ein wenig von der Heinz Heinens (Frühchristliches Trier. Von den Anfängen bis zur Völkerwanderung [Trier 1996]) ab, dessen Bewertung nicht erwähnt und nicht berücksichtigt wurde, und bringt nichts Neues. Ergebnislos im Sinne neuer Erkenntnis bleibt auch die Rezension der späteren literarischen Zeugnisse. Das gleiche gilt für die archäologischen Quellen. Das Problem, an welchen Merkmalen die Funktion eines Raumes, von dem nur Grundmauern und/oder Fundamente vorhanden sind, zu erkennen ist, ist nicht nur im Rahmen religionsgeschichtlicher Fragestellungen schwer zu lösen. Bleiben die Grabinschriften. Es ist seit langem bekannt, dass sich deren Funde auf städtische Siedlungen konzentrieren. Dort liegen wohl auch die Keimzellen des Christentums im Rheinland. Der Autor schließt mit dem Satz, »daß eine bis in die Spätantike zurückreichende christliche Tradition das Rheinland mitgestaltet hat«. Dies ist seit langem unbestritten.

Josef Engemann stellt im folgenden Beitrag (S. 17–50) spätantike Funde an Rhein und Mosel zusammen. Es handelt sich um eine Blütenlese, deren Inhalt durch den Untertitel – heidnisch-synkretistisch-christlich – klar definiert ist. Die Vorstellungswelt, in die das frühe Christentum seinen Weg bahnte, wird an zahlreichen Objekten vor Augen geführt. Zu Recht stellt der Autor Gegenstände des Mithraskultes in den Vordergrund. Bei den meisten Interpretationen wird man ihm gern folgen. Zweifelhaft erscheint es allerdings, die Auffassung R. Merkelbachs weiter zu tradieren, der im linken Seitenrelief des Mithrassteines von Poetovio einen Saturn erkennen will. Diese Deutung entbehrt jeder Grundlage. Merkelbach hat seinerzeit ohne jegliche Beachtung der Saturn-Ikonographie den Jupiter-Sarapis in Saturn-Sarapis umgetauft und dem Saturn Attribute gegeben, die ihm nicht eigen sind: Modius und Füllhorn. Der Dargestellte auf dem Relief von Poetovio ist zweifelsfrei als opfernder Genius zu erklären. Er trägt, wie bereits Vermaeren (Corpus inscriptionum et monumentorum religionis mithriacae 2 [s'Gravenhage 1960] 196) richtig gesehen hat, eine *corona muralis* neben Füllhorn und Opferschale. Man muss sich lediglich den bekannten Genius von Niederbieber und seine Verwandten (H. KUNCKEL, Der römische Genius [Heidelberg 1974] 69; 100 ff.) in Erinnerung rufen, um die richtige Deutung zu erfassen. Die Erklärung des

Altars auf Grundlage Merkelbachs führt gänzlich in die Irre.

Auf den nächsten Seiten widmet sich Engemann einer Lunula mit Christogramm aus Trier und zeigt wie ein altes, Übel abwehrendes heidnisches Symbol durch Zufügung des Christogramms in seiner Bedeutung weiter genutzt werden kann. Der Phallosanhänger Abb. 15 gehört allerdings nicht in die Gruppe der Lunulaanhänger.

Dass sich die Darstellungswelt der Glashersteller im Spannungsfeld zwischen Heidentum und Christentum bewegt, fasst Engemann konzis zusammen. Ob allerdings das Rennfahrermosaik Trier, Weberbach, das wohl um die Mitte des 3. Jhs. n. Chr. entstanden ist, als Beispiel spätantiker Vorderansichtigkeit gedeutet werden darf, mag dahingestellt bleiben. Gerade bei Viergespannen ist diese Frontalansicht seit der Archaik verbreitet. An weiteren Beispielen – Circusbecher – Kalenderblätter – Zwiebelknopffibeln vertieft der Autor den Blick in das genannte Spannungsfeld, um seine Übersicht mit rein christlichen Themen – dem Trierer Noah-Sarkophag und einem Bonner Kästchenbeschlag – zu beschließen.

Der Vortrag von Winfried Schmitz, ›Der Neidische Tod und die Hoffnung auf das Paradies‹ führt in die Welt der spätantik-frühmittelalterlichen Grabinschriften (S. 51–70). Eingangs stellt der Autor die Frage: »Ob es die Ereignisse in dieser Zeit des Umbruchs waren, die dazu geführt haben, dass im 3. Jh. die lateinischen Inschriften ... von der Zahl her deutlich zurückgehen.« Die Antwort scheint m.E. in eine andere Richtung zu weisen. Nicht nur die Grabinschriften selbst, auch deren Träger sind nicht mehr vorhanden, da sich der im 2. Jh. beginnende Wechsel der Bestattungsbräuche durchsetzt. Im 3. Jh. wird überwiegend in unbeschrifteten Sarkophagen bestattet, die häufig in Grabkammern oder sog. Grabtempeln standen. Wo in diesem Zusammenhang die sicherlich vorhandenen Hinweise auf die Namen der Verstorbenen angebracht waren, ist völlig unbekannt. Dass später, in der Zeitspanne vom 4. bis zum 7. Jh., die Quantität der Inschriften deutlich zunimmt, ist erstens auf die Länge der Zeit – 400 Untersuchungsjahre –, zweitens auf das damals häufig gewählte Kleinformat und drittens auf die Anbringungsform (vgl. A. NEYSES, Lage und Gestaltung von Grabinschriften im spätantiken Coemeterial-Großbau von St. Maximin in Trier. Jahrb. RGZM 46, 1999, 413 ff.) zurückzuführen. Hinzu kommt, dass die meisten Platten nur als Bodenfließen wiederzuverwenden sind, was ihre Erhaltung fördert.

Zu Recht verweist Schmitz im folgenden auf die altbekannten Datierungsprobleme, schildert zügig an einigen Beispielen die Auswertungsmethoden und ebenso die Ergebnisse der Auswertungen. Man vermisst bei der Behandlung der Inschrift aus Kobern-Gondorf die sorgfältige Analyse von Johannes Kramer (Zeitschr. Papyrologie u. Epigr. 118, 1997, 281 ff.) der begründet ausführt, dass *qui* als Femininum und *elo* als Masculinum anzusehen sind. Klar und sorgfältig sind die Dar-

stellung der sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse und die Ausführungen zur Kontinuitätsfrage und zum Zeugniswert der Inschriften hinsichtlich der Sozial- und Familiengeschichte, mit denen der Autor seinen lesenswerten Beitrag beschließt. Die Bildausstattung ist gut gewählt. Die Fundortkarte Abb. 8 ist allerdings mit schlechter Auflösung gedruckt.

Unter dem Titel: ›Martyrerverehrung seit der Spätantike?‹ wendet sich von S. 71 bis 92 Thomas Otten einer kritischen Sichtung der Befunde unter dem Xantener Dom zu. Als Ergebnis legt er eine neue, überzeugende Interpretation der zeitlichen Bauabfolge vom ausgehenden 4. bis zum frühen 6. Jh. vor. Die Ausführungen Gregors von Tours bzw. seiner Quelle können mit dem Befund parallelisiert werden und zeigen einen Überlieferungsstrang auf, der ins späte 4. Jh. zurückführt. Der Autor betont, dass dabei nicht ein »konkretes Wissen« um ein Märtyrergab die Bauten formt, sondern »die Überlieferung eines Märtyrergedenkens«. Im ganzen lässt es der Befund durchaus zu, dem Bericht Gregors einen gewissen Wahrheitsgehalt zuzubilligen. Ende des 6. Jhs. ist damit die Basis der nun fortlebenden Xantener Tradition gelegt.

Es folgt (S. 93–121) der – wie bereits angemerkt – mit einer erstaunlich großzügigen Bildausstattung versehene Beitrag von Sebastian Ristow. Auch dieser ist unter einen fragenden Titel gestellt: ›Spätantike Kirchen unter dem Kölner Dom?‹ Ristow schildert zunächst die allgemeine Problematik der Datierung früher Kirchenbauten, geht kurz auf die frühen Bischofslisten ein und wendet sich dann den Forschungen unter dem Kölner Dom zu. Das Kapitel ›Funde belegen Kontinuität‹ strapaziert den Begriff. Die Funde belegen lediglich, dass zu allen Zeiten im heutigen Dombereich Gegenstände verloren gingen. Ob man von Kontinuität reden darf, wenn eine besiedelte Fläche zum Friedhof wird, mag dahingestellt bleiben. In den folgenden Abschnitten skizziert Ristow den Baubefund, leider mit zum Teil völlig unzureichendem Planmaterial. Die Pläne Abb. 10–14 hätten dringend eines größeren Maßstabes bedurft. Zu Bau 1 bemerkt Ristow, dass er mit aller Vorsicht rekonstruiert werden könne. Der Abb. 15 sieht man diese Vorsicht nicht an, ebenso wenig den folgenden Rekonstruktionen. Abb. 17 zeigt mangelnde Kenntnis antiker und nachantiker Architektur. Die Säulen weisen eine Proportion von unterem Durchmesser zur Höhe von 1:15–16 auf! Dadurch entsteht ein völlig falscher Raumeindruck. Gleiches gilt auch für die Wiederherstellung des Baptisteriums Abb. 18. Hier liegt eine Proportion von 1:11,6 vor. Die Rekonstruktion des Baptisteriums, besonders seiner Phasen, wird zur Glaubensfrage. Hätte sich der Autor bei der Bearbeitung des Baues 3 a/b enger an die zitierten Beispiele in Metz und in Grado gehalten, hätte dies der Sache genützt. Die geringe Auswahl an Beispielbauten für das 6. Jh. erweckt den Eindruck mangelhafter Überlieferung. Warum übergeht der Autor die Tatsache, dass eine große Anzahl der sogenannten frühchristlichen Kirchenbauten Italiens dieser Zeit entstammt?

Der Schluss, die Bebauung unter dem Dom reiche nicht in die Zeit des Maternus zurück, ist berechtigt.

Ute Versteegen lenkt auf S. 123–148 den Blick auf St. Gereon in Köln. Nach einer kurzen Einleitung zur Geschichte des Baues legt sie eine angenehm zu lesende straffe Erläuterung des Baubefundes vor. Sie lenkt dabei den Blick auf zahlreiche bekannte und weniger bekannte Details, aber auch auf Unpubliziertes, wie z. B. die Spolien aus den Fundamenten des Atriums. Im Abschnitt über die Ausstattung des Baues verweist Versteegen zunächst auf die Ortstradition, die den Bau mit dem Martyrium eines Angehörigen der Thebäischen Legion verbindet. Wichtig ist hier vor allem die Passio Gereonis, die auch den Bau selbst schildert und seinen Marmor- und Mosaikschmuck erwähnt. Reste dieser Ausstattung sind erhalten: Die übersichtliche Zusammenstellung sowohl der Mosaiksteinmaterialien als auch der Reste der Marmorinkrustation entspricht den Erwartungen, die die im folgenden gegebene Datierung – Beginn der 2. Hälfte des 4. Jhs. – nahe legt.

Die 15 cm starke Mörtel hinterfüterung kann man natürlich nur für den Sockelbereich annehmen. Oberhalb dieses Sockels wird die Schicht aus Unterputz und Klebemörtel allenfalls halb so stark gewesen sein. Es wäre interessant zu wissen, ob sich entsprechende vermittelnde Profile im Schutt gefunden haben. Unmittelbar oberhalb des Sockels wird man mit einer großzügigen Plattenverkleidung rechnen müssen, die kleinteilige Dekoration stammt eher von höheren Wandpartien. Überzeugend legt Verf. nahe, dass das Bauwerk in dem bereits genannten Zeitraum nach einheitlicher Planung in zwei Bauabschnitten entstanden ist. Sie geht dabei allerdings nicht auf die Frage ein, ob die Vorhalle gleichzeitig mit dem Zentralbau oder mit dem Atrium errichtet wurde. Oder ist vielleicht sogar an drei Bauabschnitte zu denken?

Abschließend wendet sich Verf. unter Heranziehung zahlreicher Vergleichsbauten der Frage nach der Funktion zu, deren Beantwortung im Grunde offen bleibt. Zu Recht verweist sie auf die Tatsache, dass eine enge Verwandtschaft zur Bankettraum- und Repräsentationsarchitektur besteht. Wie jedoch die Formulierung zu verstehen ist: „dass auch der Kölner Bau spätestens zum Zeitpunkt der Errichtung des Atriums mit einer christlichen Nutzung verbunden war.“ bleibt unverständlich, da die Autorin wenige Seiten zuvor die Einheitlichkeit der Bauplanung betont. Das heißt doch dann wohl, dass bereits die Planung eine christliche Nutzung vorgesehen hat. Es sei denn, man will annehmen, dass Planung und Ausführung unterschiedliche Nutzungsvorstellungen zu Grunde lägen. Die Bemerkungen zur Bauträgerschaft verlieren sich im spekulativen Bereich, zumal sie von der vorangegangenen Vermutung, der Bau sei »als Ort der Grabbankette zum Totengedächtnis« genutzt worden, abhängig ist. Zwischenzeitlich hat Versteegen ihre Untersuchungen: Ausgrabungen und Bauforschungen in St. Gereon zu Köln als Bände 9,1 und 9,2 der Kölner Forschungen vorgelegt (Köln 2006).

Die frühchristlichen Baureste unter der Kölner Ursulakirche stellt von S. 149 bis 172 Gernot Nürnberger vor. Einleitend geht der Autor auf die Lage der Kirche im nördlichen Gräberfeld vor (missverständlich in der 1. Zeile: „... im spätantik-frühmittelalterlichen Köln ...«) den Toren der Stadt ein und erinnert an Ursulaliegende und Clematiusinschrift, um anschließend die Forschungsgeschichte zu referieren. Er hebt hervor, dass die Befundqualität aufgrund zahlreicher störender Reliquiengrabungen mangelhaft ist. Daher sind die Rekonstruktionen der Vorgängerbauten der heute noch stehenden Kirche entsprechend kritisch zu bewerten.

Nach einer erneuten Prüfung der Befunde gelangt der Autor zu der Auffassung, dass zunächst – im 4./5. Jh. – ein einschiffiger Bau errichtet wurde, der noch im 5. Jh. um zwei Seitenschiffe erweitert wurde. Die wichtigste Veränderung des 6. Jhs. ist der Einbau eines Ambo, der ein erstes Indiz für die christliche Nutzung des Raumes liefert. Soweit wird man dem Autor folgen. Problematisch ist allerdings seine Schlussfolgerung, mit der er sich Ristow anschließt, das frühe Christentum sei erst im 6. Jh. im Rheinland erkennbar. Es zeigen sich die Schwächen rein architekturgeschichtlicher Argumentation. Wenn man nur sie zu Rate zieht, kann man fast nirgendwo christlichen Kult vor dieser Zeit nachweisen, nicht einmal in Rom, da der Apsidensaal ein Vielzweckraum ist. Man sollte im Einbau des Ambo vielmehr eine architektonische Stütze der Liturgie erkennen, die selbstverständlich in ähnlicher Weise schon vor dessen Einbau in demselben Raum stattgefunden hat. Für St. Ursula bedeutet dies, dass mindestens Bau IIa (5./6. Jh.) in christlicher Nutzung war und auch für Bau I ist dies anzunehmen, weil der Befund keine andere Nutzung hergibt. Neben der Architekturgeschichte liefern somit auch Lage und Ortstradition, sowie das Ausscheiden jeder anderen Deutung für die Bestimmung eines Baues wichtige Informationen.

Auf den nächsten Seiten, 173–186, führt Bernhard Paffgen durch die Ausgrabungen in St. Severin in Köln. Zu Recht betont er die herausragende Stellung dieses Fundplatzes für Bestattungswesen, Kirchenbau und Heiligenverehrung. Exemplarisch beschreibt er spätrömische, auch frühchristliche Funde von diesem Friedhofsareal. Auch auf die baulichen Strukturen, Grabkammern und Grabbäuser geht er ein. Unbefriedigend erscheint die Deutung des Apsidialbaues A: In der ersten Phase soll er als »normaler« Grabbau zu erklären sein, in der zweiten, nach Anbau zweier Seitenschiffe – ansonsten liegt keine bauliche Veränderung vor und die Nutzung ist die gleiche – als Coemeterialkirche. Bis ins 8. Jh. wird dieser Raum genutzt, zuletzt allerdings deutlich nach Westen erweitert. Seine Funktion wird immer augenfälliger, besonders durch die Bestattung der Bischöfe Giso und Anno I.

Die christliche Nutzungsgeschichte beginnt doch wohl mit der Errichtung des Gebäudes A, denn der Anbau von Seitenschiffen ist wohl kaum ein Zeichen der Umnutzung. Viele einschiffige Kirchen wären dann keine. Mit Vorsicht ist jedoch der Begriff Coemeterial-

kirche zu verwenden. Das Wort ›Kirche‹ sollte doch auf Räumlichkeiten von sicher eucharistischer Nutzung beschränkt bleiben. Coemeterialbau erscheint mir günstiger, denn vielleicht haben solche Bauten doch nur als Oratorien gedient.

Ab S. 187 (bis 208) stellen Christoph Keller und Ulrike Müssemeier die Befunde unter der Bonner Münsterkirche vor. Auf einen Abriss der Ortsgeschichte folgt eine Schilderung der geographisch-archäologischen Situation: Der Platz wird in der Spätantike als Friedhof genutzt. Ein Mauerviereck mit innen liegender Bank wird in Nachfolge Lehnens als *cella memoriae* gedeutet, obgleich nicht sicher ist, ob es überhaupt überdacht war. Erst im 6. Jh. erfolgt mit der Errichtung eines Saalbaues eine sicherlich bauliche Nutzung des Geländes. Die Baugeschichte, die die Verfasser skizzieren, kann der Leser schlecht verfolgen, weil entsprechendes Planmaterial fehlt: Es gibt keinen Orientierungsplan und die Detailgrundrisse sind ohne Nordpfeil und alphanumerische Angaben. Man ist gezwungen auf zitierte Literatur zurückzugreifen. Einzig die ›karolingische Grube‹ ist eingetragen. Der Hinweis gestattet die Zuordnung der auf Abb. 4 zusammengestellten Fundkeramik.

Noch weniger nachvollziehbar ist die Behandlung der frühmittelalterlichen Bestattungen, da sie ohne begleitende Dokumentation erfolgt. Die Autoren heben bei der Besprechung ausgewählter Grabfunde zu Recht hervor, dass römisches Kulturgut in merowingischer Zeit häufig wiedergenutzt wurde, besonders, wenn die Gegenstände wie z. B. Goldringe mit Gemmenschmuck von wertvoller Natur sind.

Der Aufsatz fasst straff den publizierten Forschungsstand zusammen. Die schwache bilddidaktische Begleitung erschwert die Lektüre erheblich.

Frühchristliche Inschriften aus Boppard erläutert Eberhard J. Nikitsch auf S. 209–223. Er stellt besonders die Datierungsproblematik in den Vordergrund.

Die Feststellung, »Im Gegensatz zu den nach römischer Sitte in Brandgräbern bestatteten Toten wurden die Verstorbenen der frühchristlichen Gemeinden in der Regel als vollständige Leichname beigesetzt ...« ist zwar falsch, weil die Körperbestattung bereits im paganen 3. Jh. die überwiegend geübte Beisetzungsform ist, aber der Fehler wirkt sich nicht aus, weil die Beweisführung im folgenden nicht darauf Bezug nimmt. Ein Katalog von 13 ausgewählten Inschriften und die Erörterung des Kirchenbaues unter St. Severus führen zum Thema, der Chronologie der frühchristlichen Grabsteine. Der Gedanke, die Schriftformen dieser Grabsteine mit der »klassisch-römischen Monumentalschrift« zu vergleichen, verwundert ein wenig. Wer die Weihe- und Grabinschriften der ersten drei Jahrhunderte kennt, weiß, dass die dort gegebene Schriftbild-Ästhetik selten wirklich erreicht wird. Der Sinn der Gegenüberstellung ist nicht erkennbar. Die Tatsache, dass der kleine Katalog in eine spätrömische und eine fränkische Gruppe aufzuteilen ist, resultiert aus Schriftart und Namensform. Während der Autor die alte Datierung der sechs Beispiele der 2. Gruppe bestätigt – es

gibt keine einzige Abweichung – differieren die Ansätze der ersten erheblich. Nikitsch datiert alle ins 5.–6. Jh. Boppard und andere hatten dagegen die Inschrift der Nomidia ins 8.–9. Jh. gesetzt. Da die Gruppenbildung des Autors überzeugt, wird man ihm wohl bei der Um-datierung dieser und der übrigen Inschriften folgen dürfen. Mit der Datierung der Bopparder Kirche hat dies jedoch wenig zu tun. Dass die Einbauten, Taufpiscine und Ambo, dem fortgeschrittenen 6. Jh. zuzuweisen sind, ist unbestritten. Ob aber damit der Bau datiert werden kann, ist durchaus fraglich. Er könnte etwas älter sein.

Auf den Seiten 225–234 legt Winfried Weber neue Forschungen zur Trierer Domgrabung vor. Kern der Darlegungen ist ein Bericht über die in den Jahren 2000–2003 durchgeführten Grabungen im südwestlichen Bereich der Trierer Kirchenanlage. Die Region war, wie der Autor darlegt, seit der 2. Hälfte des 2. Jhs. bebaut. Aus dem Wohnhaus erwuchs wohl ein christlicher Kultraum, der wahrscheinlich mit dem Gebäude identifiziert werden kann, das nach der Überlieferung dem Agricola als erste Bischofskirche diente. Man vermisst einen Grundriss der frühen Wohnbebauung. Die weiteren Bebauungsphasen dagegen sind an den beigegebenen Plänen gut zu verfolgen. Man fragt sich allerdings, warum der Gebäudeblock nordöstlich der Kirche Bauphase I im Grundriss der Bauphase II fehlt, aber in Bauphase IV unverändert wieder auftaucht. Es wäre auch für das Verständnis der städtebaulichen Situation günstig gewesen, bereits im Grundriss der Bauphase I den westlichen Insula-Abschluss einzutragen.

Die Bauabfolge ist überzeugend und schlüssig dargestellt. Der Leser fühlt sich nach der Lektüre über die Baugeschichte der Kirchenanlage fürs Erste hinreichend informiert. Dem skeptischen Einwand, die Interpretation der ersten Bauphase sei nicht durch erkennbar charakteristische Kirchenarchitektur gestützt, begegnet Weber zu Recht mit dem Hinweis, dass es zu dieser Zeit noch gar keine kirchliche Bauformlehre geben kann, da diese gerade erst entwickelt wird. Vor dem Toleranzedikt ist die Ausbildung einer festen Vorstellung von einem christlichen Großbau auch gar nicht denkbar. Das selbst in dieser, wie Weber formuliert, »Experimentierphase« verwandte Bauten in geographisch weit auseinander liegenden Räumen entstehen, bezeugt der von ihm erwähnte Bau in Dchar Jdid-Zilil. Der Austausch zwischen den Gemeinden mit dem Ziel, ein passendes Kultgebäude zu entwickeln, muss rege gewesen sein.

Nach Trier führt auch der letzte Beitrag der Sammel-schrift. Andrea Binsfeld gibt auf S. 235–252 Einblick in ihre Forschungen über die Graffiti aus dem Südostbau der Trierer Kirchenanlage. Die Arbeit wurde 2001 als Dissertation vom Fachbereich II der Universität Trier angenommen, und liegt jetzt gedruckt vor (A. BINSFELD, *Vivas in deo*. Die Graffiti der frühchristlichen Kirchenanlage in Trier. Kat. u. Schr. Bischöfliches Dom- u. Diözesanmus. Trier VII. Die Trierer Domgrabung V [Trier 2006]) Diese Graffiti sind seit ihrer Auffindung

im Jahr 1949 Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion. Die stellt die Autorin vor, um im folgenden nach erneuter Durchsicht der Unterlagen zu einem im Detail neuen Ergebnis zu gelangen. Überzeugend wird dargelegt, dass Mauer I nicht als Schranke, sondern lediglich als eine Begrenzung des hoch liegenden Chores zu deuten ist. Mauer III dagegen bildete eine erste mit Graffiti versehene Schranke, die im Rahmen einer Vergrößerung des Chorbereiches niedergelegt und durch eine zweite (Mauer II) ersetzt wurde. Dem numismatischen Befund nach ist Schranke I „noch in der ersten Hälfte oder kurz nach der Mitte des 4. Jhs.“ errichtet worden, Schranke II „während der Regierungszeit Kaiser Valentianians I“.

Es folgt eine Zusammenstellung der Graffiti unter den Stichworten: Namen, Christogramme, Akklamationen und Bezeichnung als *peccator*. Mit Hilfe der Namen lässt sich, obwohl auch »fremde« darunter sind, gezielter Pilgerbesuch nicht beweisen, so Binsfeld. Man wird ihr vor allem aufgrund des Argumentes, dass die Residenzstadt Trier ein Sammelbecken von Menschen unterschiedlichster Herkunft war, zustimmen. Das häufige Vorkommen des Christogrammes interpretiert sie wohl zu Recht als Hinweis darauf, dass in Trier eine Herrenreliquie verehrt wurde. Die besonders zahlreichen *vivas*-Akklamationen lassen mit ihr an einen sepulkralen Kontext denken. Dagegen ist freilich einzuwenden, dass ein solcher trotz günstiger Grabungssituation nicht nachgewiesen ist; darauf macht sie erst weiter unten aufmerksam. Man wird daher die zweite angesprochene Deutungsmöglichkeit bevorzugen: In der Nähe, sicherlich hinter der Schranke, muss ein besonders verehrenswürdiger Ort liegen. Die Tatsache, dass mehrere Graffiti sich explizit an Christus wenden – *in deo semper* – verbindet diese Gruppe mit der der Christogramme. Ähnliches gilt auch für die *peccator*-Graffiti. Der Vergleich der Graffiti vom sog. Petrusgrab zeigt viele Übereinstimmungen, aber auch einen entscheidenden Unterschied: An diesem Platz wurde wirklich ein Grab verehrt. Dies betont Binsfeld zu wenig, geht aber darauf im abschließenden Deutungskapitel ein. Dort führt sie aus, dass sicherlich weder ein Märtyrergab, noch ein Bischofsgrab Ziel der Verehrung waren, sondern eine Herrenreliquie. Die Quellen hinsichtlich der Übersendung des Heiligen Rockes und des Kreuzesnagels sind bekanntlich erst mittelalterlich, helfen also nicht weiter. Sie könnten allerdings einen Überlieferungskern enthalten, denn die Verehrung, d. h. die Graffiti der ersten Schranke, setzt erst nach Helenas Palästinareise ein. Darauf macht Binsfeld mehr zwischen den Zeilen als explizit aufmerksam. Zuletzt spricht sie noch die Überlegung an, die Graffiti könnten aus Anlass von Tauffeiern angebracht worden sein. Dagegen wendet sie zu Recht ein, dass entsprechende Belege aus anderen Kirchen und Baptisterien fehlen. Die Antwort auf die Frage, ob durch die anzunehmende Herrenreliquie der Trierer Dom zu einer überregionalen Pilgerstätte wurde, lässt sie vorsichtig offen.

Da die beiden letzten Beiträge der gleichen Kirchenanlage gewidmet sind, hätte man sich eine bessere Abstimmung der Bebilderung gewünscht. Webers Abb. 1 ist ausschnittsweise durch Binsfelds Abb. 3 wiederholt. Bis auf unbedeutende graphische Unterschiede identisch sind die Pläne Weber Abb. 5 und Binsfeld Abb. 1. Auf diesen Umstand hätte die Redaktion aufmerksam machen müssen. Im Beitrag Binsfeld hätte auf Weber verwiesen werden können. Es wäre dann Raum für weiteres didaktisch sinnvolles Bildmaterial gewesen, wie z. B. für einen Detailgrundriss des Chores mit eingetragener Befundlage der diskutierten Schranken.

Ein Orts- und Namenregister ist dem Band beigelegt. Die Stichwortauswahl ist im Ganzen befriedigend, doch fragt sich der Leser, warum die Namen der in den Grabinschriften genannten Lebenden und Verstorbenen nicht aufgenommen sind.

Ein abschließendes Urteil kann gattungsgemäß für eine solche Sammelschrift nicht gefällt werden. Dennoch kann festgehalten werden, dass die Vielfalt der angesprochenen Themen das Buch als Einführung in die Forschung zum frühen Christentum im Rheinland empfiehlt.

Trier

Klaus-Peter Goethert